

Simon Pasiëka

Frei

Ich male meine Fiktionen

Die Pflanzenkästen unserer Grundschule sind aus alten Bahnschwellen in Sitzhöhe zu Karrees verbunden. Die Schraublöcher für den Gleiskörper liegen nach oben offen.

Während der Pause passt der Zeigefinger des Jungen, der ich einmal war, genau hinein. Als es läutet versucht er ihn heraus zu ziehen, aber es geht nicht mehr. Die anderen strömen zurück ins Schulgebäude. Er wollte noch etwas sitzen bleiben, sagt er seinen Kameraden.

Er ist in einer peinlichen Lage. Versteckt von einem Busch, übersieht ihn die Pausenaufsicht. Das zweite Läuten holt die letzten Schüler zurück in den Unterricht, aber er ruft nicht. Irgendwie hat er den Eindruck etwas getan zu haben, das er nicht sagen kann, etwas Schlimmes und es wird immer schlimmer. Er zieht bis es wehtut.

Er malt sich nun aus, dass Erste Hilfe kommen muss, womöglich den Finger abtrennt, oder vielleicht nur die Haut. Wird die Bahnschwelle an dem Loch entlang zersägt werden?

Es wird wohl oder übel seinen Lauf nehmen.

Untrennbar von der dunklen Schwelle, sitzt er da, Simon, allein auf dem leeren Schulhof. Ein Mensch.

Zu ihm gehören zwei Arme mit zweimal fünf Fingern, zwei Augen und zwei Ohren, alles in allem ein irgendwie symmetrisches Ganzes. Trotzdem möchte er sein Inneres niemals lebend zu Gesicht bekommen. Es ist ruhig um ihn herum, aber die Vorstellung den Fingerknochen bloßzulegen ist entsetzlich.

Innen klopft das Herz und er kann nicht damit aufhören, Luft ein- und auszuatmen. Seine Gedanken kreisen unentwegt. Neben dem warmen Körper, dessen Rhythmus sich wiederholt, ob er nun will oder nicht, bewegt sich da noch etwas anderes. Ist er das selber, mit seinem Namen und allem drum und dran?

In dem Moment scheint es ihm, als schrumpfe der Schüler und die verlängerte Pause zu einem verschwindenden Detail zusammen. Er spürt genau, wo seine Hautoberfläche aufhört und der Balken anfängt, gleichzeitig entdeckt er aber verwundert, wie er da auf der Bank sitzt. Sieht sich selbst aus einem schwindelerregenden Abstand und dennoch fällt er mit dem Kasten, dem Hof und dem ganzen Rest zusammen. Sein ausgefallener Zustand treibt ihm Schauer über die Glieder. Hineinversetzt in die Umgebung gerät er ganz ausser sich. Die Klemme, in der er da steckt, entpuppt sich nach und nach als Vorlage für einen Blick auf etwas Freieres, das seinen Körper, sowie sein bisheriges Selbst, zu übersteigen vermag.

Die schweren Teeröl getränkten Balken rochen nach Vergangenheit. Sorglos recycelte Industrieteile sollten an stampfendes Metall erinnern. Inmitten des neuen Betons hinterließen immer mehr solcher Relikte ein hohles Gefühl falscher Nostalgie, waren gleichzeitig abwesend, wie das Holz der Verschalungen.

Es war wieder ganz in Ordnung privilegiert und egoistisch zu sein. Aufstände verebten und große Ideen von einst verzweigten sich ständig weiter zu individuellen Mythologien. Der Schmetterlingseffekt fand in den Siebzigern nicht zufällig den Weg in viele offene Ohren. Als müsse eine Prophezeiung erfüllt werden, entfesselten zahllose Ereignisse, die seinerzeit kaum ein Lüftchen rührten, Stürme, die gegenwärtig den Erdball in Aufruhr versetzen.

Wir Jugendliche sollten endlich die errungene Freiheit umsetzen, während unsere Eltern wieder das alte Lied scharfgezeichneter Realität anstimmten. Wir entflohen als Freibeuter mit vollen Segeln dem Festland. Die Schiffe waren ortlose, schwimmende Wunschwelten. Ein andermal versuchten wir der zivilen Ordnung in entlegenen Kriegsspielen zu entkommen. Von versprengten Gruppen im grenzenlosen Sibirien hatten wir gehört. Gelegentlich erschraken wir selber vor unseren Einfällen.

Momente wie auf dem Schulhof habe ich später ähnliche erlebt, weniger dramatisch. Sie tauchen auf, verweilen kurz und verschwinden. Sie passieren ohne dass viel Absicht mit im Spiel ist. Wie Schmetterlinge, die den Wünschen nicht gehorchen und weiter kleine Abweichungen in die Luft fächern.